

PETER JÄGER

WORT UND BILD

Szó és kép. Az ember, mint szociális lény, azt a képességet kapta Istentől, hogy gondolatait embertársaival közölni tudja. Ezt teszi elsősorban a szó által. A szóban mintegy birtokba veszi az ember saját magát és világát, de ugyanakkor a szóban kinyilatkoztatja, kifejezi és kiüresíti önmagát, közli önmagát másokkal.

A fogalmat és gondolatot, amit szellemünk képez, a „belső szó” (verbum mentis), természetyszerűen ösztönzi az embert a „külső szó” (verbum oris) képzésére. Megfelelő szó által tud az ember másokra hatni, mások szellemi és lelki életét jobban „befolyásolni”. Az Üdvözítő nagyszerűen használta a szót az Evangélium hirdetésében. Sokszor képekben beszélt, „példabeszédeket” mondott. Márk Evangéliumában azt olvassuk, hogy „példabeszéd nélkül nem tanított” (Mk 4, 34).

Az ember igazi *képekben* is tudja kifejezni magát. A kép szimbolikus beszéd. A szimbolum rámutat a valóságok végső eredetére. A rajzolt vagy festett kép „látható szó” és kifejezi azt, amit az ember (a művész) konkrét módon átélt és megértett a Végtelenből, az Istenből. Az ikonokról mondják, hogy „színekre átültetett Evangélium”. A képeket szemlélve az ember Istennel kerül kapcsolatba. Az igazi műalkotásban találkozik idő és örökkévalóság. A katolikus Egyházban létezik a „képek tisztelete”, mert a kép Krisztussal hozza kapcsolatba az embert.

Szó és kép nincs ellentétben egymással, nem zárják ki egymást, hanem kiegészítik egymást.

Mi emberek Isten kegyelméből arra vagyunk rendelve, hogy Krisztus dicsőségét, mint az Atya Egyszülöttjének dicsőségét „lássuk”. Földi életünkben Krisztus dicsősége el van rejtve előttünk, nem láthatjuk azt. De arra vagyunk hivatva, hogy majd a dicsőség fényénél (in lumine gloriae) Őt lássuk, úgy, ahogy van. *„Most még csak tükörben, homályosan látunk, akkor majd színről-színre. Most csak töredékes a tudásom, akkor majd úgy ismerek, ahogy én is ismert vagyok”* (1Kor 13,12).

Der Mensch ist das mit Wort (Logos) und Ant – Wort (Dialog) begabte Wesen. Er hat als soziales Wesen tausendfach das Bedürfnis, das, was er denkt, auch seinen Mitmenschen zu sagen. Er will ihnen nicht nur sein eigenes Handeln verständlich machen, er will auch das Handeln der Mitmenschen nach seinem Willen beeinflussen. Im Wort ergreift der Mensch gleichsam Besitz von sich und seiner Welt, im Wort äußert und entäußert er sich zugleich, teilt er sich selbst mit: Aufgrund dieser Wechselbeziehung und Entsprechung spricht man von einer Konnaturalität und Konsubstantialität von Mensch und Wort. Dieser Zusammenhang steht im Hintergrund, wenn von dem mit Leib und Seele gesprochenen und leib- und lebhaft vernommenen Wort des Mundes die Rede ist; dabei ist das schriftliche Wort mitgemeint, sofern es seinem Wesen nach wieder mündlich werden will.

A. Das Wort

Der Begriff, den wir in unserem Geiste gebildet haben, das „innere Wort“ (verbum mentis), drängt naturnotwendig zur Bildung des „äußeren Wortes“ (verbum oris). Der Begriff wird, wenn es uns gelingt, ihn in ein passendes Wort zu formen, selbst schärfer. Er gewinnt außerdem die Gewähr einer längeren Dauer und eines größeren Einflusses auf das geistige Leben, während andere auftauchende Gedanken nur zu schnell wieder entschwinden.

I. Das Zeichen (Signum)

Das Wort ist ein äußeres Zeichen für einen inneren Begriff. Es ist darum notwendig, zuerst zu verstehen, was ein Zeichen ist.

1. Begriff des Zeichens

Es ist für unsere Erkenntnis nicht notwendig, daß die Erkenntniskraft immer unmittelbar mit ihrem Gegenstand verbunden wird, wie der Tastsinn des Blinden mit den Gegenständen seiner Umgebung. Es gibt vielmehr eine Unmenge von mittelbaren Erkenntnissen: Der Jäger erkennt aus der Spur das Wild, der Arzt aus dem beschleunigten Pulsschlage das Fieber, der Paläontologe aus Steinwerkzeugen und Asche ältestes Menschenleben. Bei jedem Zeichen handelt es sich um ein Dreifaches: Eine *Erkenntniskraft*, der etwas vermittelt wird, ein *Ding*, dessen Erkenntnis vermittelt wird, und ein *Mittel*, das diese Erkenntnis vermittelt. Dieses *Mittel*, das unserer Erkenntniskraft etwas von ihm *Verschiedenes kundmacht*, nennen wir Zeichen.¹

2. Zeichen und Bild

Sehr oft führt uns ein Bild (Photographie) zur Erkenntnis des dargestellten Gegenstandes, und so wird uns das Bild zugleich zum Zeichen. Dennoch müssen wir zwischen Bild und Zeichen unterscheiden.

Zunächst ist *nicht jedes Zeichen ein Bild*. Man kann die Spur nicht ein Bild des Wildes und den Rauch nicht Bild des Feuers nennen. Nur dann ist das Zeichen ein Bild, wenn es die Form oder Eigenschaften der Dinge nachahmt. Umgekehrt ist auch *nicht jedes Bild ein Zeichen*. Die eine Rose mag ein noch so gleichartiges Ebenbild der anderen sein, sie ist doch kein Zeichen der andern. Zeichen wird ein Bild erst dadurch, daß es die Aufgabe übernimmt, auf etwas hinzuweisen. Der Hirsch oder das Rind auf einem Schild werden erst dadurch zu Verkehrszeichen, daß sie den Auto-

¹ Signum est, per quod aliquis devenit in cognitionem alterius. Thomas, S. th. III, qu. 60, a. 4.

fahrer auf Wildwechsel oder Viehtrieb auf einem bestimmten Straßenstück hinweisen. Ein noch so gutes Foto ist an sich noch kein Zeichen.

3. Arten der Zeichen

Natürliche und willkürliche: Führt uns ein Zeichen durch sich selbst und ohne jede menschliche Belehrung zur Erkenntnis eines Dinges, so ist es ein *natürliches* Zeichen: Seufzen und Stöhnen, Lachen und Weinen offenbaren von selbst einen Gemütszustand. Sie sind natürliche Zeichen. Muß aber die Bedeutung eines Zeichens erst durch Menschen erklärt werden, so sind dies willkürliche Zeichen: das „Rote Kreuz“, die roten, grünen und gelben Verkehrssignale, die verschiedenen Sirenenzeichen.

Kundgebende und stellvertretende: Die meisten Zeichen geben uns nur etwas von ihnen Verschiedenes kund, sie sind kundgebende Zeichen, wie die Spur des Wildes. Andere aber vertreten den kundgemachten Gegenstand so, daß wir das Zeichen wie den Gegenstand selbst ehren: das christliche Kreuz, das Bild des Königs, die Nationalflagge.

Subjektive und objektive: Die subjektiven Zeichen vervollkommen die Erkenntniskraft und führen zur Erkenntnis des Gegenstandes, ohne daß sie selbst erkannt werden: die durch Linsen gebrochenen Bilder im Fernrohr, die Erkenntnisbilder, die das Erkennen vermitteln. Gewöhnlich aber wird zuerst das Zeichen und erst durch dasselbe und nach demselben der Gegenstand erkannt: die Spur des Wildes.

Erinnernde, bezeichnende und vorauskundende: Die ersteren weisen in die *Vergangenheit*, wie Narben, Auszeichnungen und Diplome. Die anderen in die *Gegenwart*, wie der Rauch, das Lachen und Weinen. Die dritten endlich in die *Zukunft*, wie die Gewitterwolken.

Spekulative und praktische: Die ersteren richten sich nur auf das Erkennen, wie die Spur des Wildes. Die letzteren aber bewirken das, was sie andeuten: der Ritterschlag, die Ernennungsurkunde, die Sakramente der Kirche.

II. Zeichen und Wort

1. Worte als Zeichen

Es ist kein Zweifel, daß die Wörter aller Sprachen echte Zeichen sind. Die Sprache ist ja aus dem Bedürfnis heraus entstanden, die inneren Gedanken auszudrücken. Wir wollen aber mit der Sprache nicht nur kundtun, was in unserem Inneren vorgeht, sondern auch Gegenstände bezeichnen. So werden die Wörter in zweifacher Hinsicht zu Zeichen: Sie

sind *Zeichen unserer geistigen Begriffe* und zugleich *Zeichen der mit diesen Begriffen gemeinten Gegenstände*. Tatsächlich erkennen wir aus der Sprache unserer Mitmenschen nicht nur Gegenstände und Verhältnisse, sondern auch, wie unsere Mitmenschen subjektiv über diese Gegenstände denken.

2. *Worte als willkürliche Zeichen*

Wir nennen das Weinen, Schreien und Lallen der kleinen Kinder noch nicht Sprache im eigentlichen Sinne. Diese Laute sind noch nicht artikuliert und dienen nur den körperlichen Bedürfnissen. Sie erheben sich noch nicht wesentlich über die entsprechenden Laute bei Tieren. Erst *artikulierte Laute unseres Sprachorgans mit einer bestimmten Bedeutung* sind Worte im engeren Sinne. Am Ende des ersten und am Beginn des zweiten Lebensjahres verwendet das Kind schon Einwortsätze (Puppe = Gebt mir die Puppe). Erst um die Mitte des zweiten Jahres macht das Kind die Entdeckung, daß jedes Ding einen eigenen Namen hat, und erst damit beginnt die *Geburtsstunde der Sprache*. Es setzt ein ungestümes Fragen nach Namen der Dinge ein. Sehr rasch werden jetzt zuerst die Hauptwörter, dann die Zeitwörter, Eigenschaftswörter und zuletzt die Zahlen und Verhältniswörter gebildet. Mit Beginn des dritten Jahres finden wir schon die richtige Verwendung der Worte.

Bereits Platon hat im *Kratylos* die Frage aufgeworfen, ob die Sprache der Menschen durch die *Natur* oder durch *künstliche Vereinbarung* entstanden sei. Es ist richtig, daß in der Natur des Menschen das Bedürfnis nach einer Sprache gelegen ist. Es ist auch kein Zufall, daß wir die Sprache bei allen Völkern antreffen. Dennoch muß die von Platon gestellte Frage dahin gelöst werden, daß die Wörter willkürliche Zeichen genannt werden müssen.

Schon die Tatsache, daß es viele Sprachen gibt, zeigt, daß die Wörter keine natürlichen Zeichen sein können. Wäre dies der Fall, so müßten sich alle Menschen von demselben Gegenstand auch *dasselbe* Wort bilden, wie sie vom gleichen Gegenstand auch den *gleichen Begriff* haben. Begriffe sind also natürliche, Wörter aber willkürliche Zeichen. Darum ist es auch möglich, daß ganze Sprachen zu toten Sprachen absinken können.² Worte können im Verlauf der Zeit auch ihre *Bedeutung verwandeln*.³ Die Psychopathologie kennt Fälle von sogenannter „*Seelen-*

² Latein, Griechisch, Hebräisch u. a.

³ „Frech“ bedeutet im Mittelhochdeutschen noch tapfer, „niederträchtig“ bedeutet demütig.

taubheit". Es wird bei dieser Störung die Verbindung des Wortes von seiner Bedeutung völlig gelöst. Das Wort „Schwamm“ z. B. ist ganz bedeutungslos geworden, dennoch ist der Begriff noch vorhanden und wird beim Berühren des Schwammes sogleich reproduziert. Auch die Tatsache, daß ein Wort *zwei ganz verschiedene* Bedeutungen haben kann, zeigt, daß die Verbindung von Wort und Begriff keine notwendige sein kann.

Während das natürliche Zeichen sein *eigener Lehrer* ist, brauchen wir zum Verständnis des mit dem Worte gemeinten Begriffes immer einen *menschlichen Lehrer*: die eigene Mutter, die Umwelt, die Schule, ein Konversationslexikon. Das sehen wir am deutlichsten beim Erlernen einer fremden Sprache, wo der Lehrer und das Wörterbuch eine große Rolle spielen und wo wir die Bedeutung eines Wortes oft erst aus dem Zusammenhang erraten müssen. In mühsamer Arbeit müssen wir uns beim Erlernen der Fremdsprache erst die Assoziationen zwischen den Wörtern und ihrer Bedeutung schaffen, was nicht notwendig wäre, wenn die Wörter natürliche Zeichen wären.

III. Zeichen und Schrift

Es gibt eine zweifache Schrift:

1. Bilderschrift

Die Bilderschrift bezeichnet unmittelbar den Gegenstand mit Umgehung des Wortes, so die Hieroglyphen der Ägypter. Dabei ist es nicht notwendig, daß diese Schriftzeichen den Gegenstand irgendwie abbilden, sie können auch rein willkürliche Zeichen für den Gegenstand sein. Die arabischen Zahlzeichen bilden die Zahleinheiten nicht ab. Dennoch verstehen wir auch in einem fremdsprachigen Buch sogleich, was mit „5“ gemeint ist, obgleich wir nicht wissen, wie „5“ in der betreffenden Fremdsprache heißt. Darum ist es auch möglich, eine Bilderschrift wie die Hieroglyphen zu lesen, ohne zu wissen, welche Wörter die Ägypter für diese bezeichneten Gegenstände gebraucht haben.

„Leichnam“ dasselbe wie Leib (Fronleichnam). „Tumb“ meint ursprünglich nur jung, später erst „dum“. „Bursa“ ist die Rindshaut, dann die daraus gefertigte Geldtasche (Börse), dann meint es Leute, die sich aus der Börse ihr Quartier zahlen, die Bursenknechte, Bursenstudenten, und schließlich alle männlichen Jugendlichen (Burschen). „Infans“ verneint ursprünglich nur die Fähigkeit zu sprechen, heißt später aber das „Kind“, meint später „töricht“.

2. Buchstabenschrift

Die Buchstabenschrift bezeichnet aber unmittelbar nicht den Gegenstand, sondern nur das Wort. Sie erschließt uns darum nicht die Sache selbst und ist insofern gegenüber der Bilderschrift im Nachteil. Es ist darum möglich, daß wir in einer Fremdsprache ein Wort wohl richtig lesen, aber doch seinen Sinn nicht verstehen.

B. Das Bild

Der Mensch kann seine Gedanken auch durch Bilder ausdrücken. Das Bild ist die sinnliche, ganzheitlich – gestalthafte Konfiguration von Wirklichem, das in unmittelbarer Anschauung oder als Erinnerung gegenwärtig ist.

I. Bild als Zeichen (Symbol)

Unter allen Geschöpfen sind dem Menschen in einzigartiger Weise Möglichkeiten und Vielfalt der Artikulation und Kommunikation geschenkt. Als erstes ist die *Sprache* zu nennen: Mit Hilfe des Wortes kann der Mensch von sich selbst Kunde geben, Lebenswirklichkeit zuordnen und benennen, Lebenserfahrung deuten und mit anderen austauschen. Zugleich kennt der Mensch vielfältige Weisen, Wirklichkeit auch *leiblich – zeichenhaft*, also nonverbal wahrzunehmen und mitzuteilen. Daß es neben der werthafte diese leiblich – zeichenhafte „Sprache“ gibt, ist nicht Ergebnis zufälliger Entwicklung, sondern gründet darin, daß der Mensch die ihn umgebende Schöpfung und in dieser auch sich selbst als zu vielschichtig erlebt, als daß er allein vermittels des (gesprochenen oder gesungenen) Wortes alle Wirklichkeitsdimensionen wahrnehmen und ausdrücken könnte. Diese Tatsache ist so grundlegend, daß sich der Mensch ihrer ebenso selbstverständlich bedient, wie er sich darüber nur selten Rechenschaft gibt.

Jedes Symbol ist seiner wesentlichen Bedeutung nach an eine sinnlich-wahrnehmbare Gestalt fixiertes und so überlieferbares Zeugnis einer ursprünglichen Erfahrung und Deutung des absoluten Grundes als sinngebender Herkunft von Ding und Mensch, Natur und Geschichte, der als solcher vom endlichen sinnhaft beschränkten Menschen nicht unmittelbar, sondern eben nur in Bildgestalt vernommen und festgehalten werden kann.

Im Symbol wird also der absolute Ursprung nicht begrifflich – abstrakt nur als allgemeinste Möglichkeit *gedacht*, sondern konkret *erlebt und verstanden*.

Grundsätzlich kann alles Seiende, wenn es nicht nur in seiner gegenständlichen Bedingtheit, sondern in seiner Durchsichtigkeit (Transparenz) auf das Unbedingte hin betrachtet wird, zum Symbol, zum *Sinnbild* werden. So ist das Symbol als Stätte der anschaulich – verstandenen Gegenwart des alle Ordnung stiftenden Sinngrunds „Sprache“ im weitesten Sinn, wie umgekehrt die menschliche Sprache selbst, aber auch jede andere Gestaltung (z. B. in Religion, Kunst, Dichtung, Tanz, Musik), sofern sie eine ursprüngliche Erfahrung ausspricht, Symbol ist.⁴

II. Bild als Ikone

Ikonen sind eine „Bilderschrift“: das in Farbe übersetzte Evangelium.⁵ Sie sind bildhaftes Wort und dem bildhaften Reden der Dichter verwandt. Der Ikonograph schöpft alle Möglichkeiten aus, um die Botschaft schön und gut faßlich zu künden. Die Schönheit führt zu innerer Ruhe und gibt die heilende Kraft der Botschaft erlebnishaft kund. Das bildhafte Reden veranlaßt zu geistig – geistlicher Sammlung. Die Ikonen wenden sich an alle geistigen Kräfte des Menschen, um sein Ich zu personaler Antwort zu bewegen.

C. Verhältnis von Bild und Wort

Ich freue mich sehr, daß ich die Gelegenheit habe, in dieser Studie über Gott sprechen zu dürfen.

Gott ist das größte Geheimnis, und doch sagt der Apostel *Paulus in Athen* im Areopag: „In ipso vivimus, et movemur, et sumus“ – „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Act 17,28).⁶

Ich sage jetzt mit dem Psalmisten: „Mein Herz, mein ganzer Leib jubelt dem lebendigen Gott entgegen“ (Ps 84,3), und „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann darf ich kommen und Gottes Angesicht schauen?“ (Ps 42,3).

Wir wissen viel von Gott – Er ist ewig, unendlich groß, allmächtig, unermesslich, unergründlich, unendlich gütig, unendlich an Vernunft und Willen und jeglicher Vollkommenheit, er ist unveränderlich, wesentlich von der Welt verschieden, in Sich und durch Sich vollkommen selig und

⁴ Vgl. Alois HALDER/Max MÜLLER, Philosophisches Wörterbuch, Herder 1993, 302–303.

⁵ Vgl. Ernst Chr. SUTTNER, Das Evangelium in Farbe (Regensburg 1982), in Praktisches Lexikon der Spiritualität, Herausg. von Christian Schütz, Herder 1992, 643–645.

⁶ Zitat aus dem griech. Dichter Aratus (3. Jh. v. Chr.)

über alles, was außer ihm besteht oder überhaupt denkbar ist, unaussprechlich erhaben.⁷

Gott ist die Fülle des Lebens; Gott ist die Liebe.

Darum bete ich: „Lobpreise, meine Seele den Herrn, und alles, was in mir ist, Seinen heiligen Namen“ (Ps 103,1).

„Du meine Seele, lobe den Herrn. Ich will mein ganzes Leben lang Dich loben, will meinen Gott lobpreisen, solange ich lebe“ (Ps 146,1–2).

„Meine Zunge wird Deine Gerechtigkeit besingen, den ganzen Tag Dein Lob verkünden“ (Ps 35,28).

Großer Gott, wir loben Dich!

– Te Deum laudamus! –

I. Gott geht auf den Menschen zu

Durch seine natürliche Vernunft kann der Mensch Gott aus dessen Werken mit Gewißheit erkennen.

Es gibt jedoch noch eine andere Erkenntnisordnung, zu der der Mensch nicht aus eigenen Kräften zu gelangen vermag, diejenige **der göttlichen Offenbarung**.

Durch einen ganz freien Entschluß offenbart und schenkt sich Gott dem Menschen, indem er sein innerstes Geheimnis enthüllt, seinen gnädigen Ratschluß, den er in Christus für alle Menschen von Ewigkeit her gefaßt hat. Er enthüllt seinen Heilsplan vollständig, indem er seinen geliebten Sohn, unseren Herrn Jesus Christus und den Heiligen Geist sendet.

Zuerst offenbart sich Gott in der Schöpfung.

Die Schöpfung ist das erste, universale Zeugnis der allmächtigen Liebe Gottes.

Gott schafft nicht gezwungen, er schafft frei, er schafft aus Güte und Liebe. Er will die Geschöpfe teilnehmen lassen am Sein.

Die Schöpfung ist das gemeinsame Werk der hl. Dreifaltigkeit.

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Alles ist durch das Wort geworden...“ (Joh 1,1–3).

„Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern“ (Gn 1,1–2).

Die Schöpfung ist „**Beginn der Heilsökonomie**“, der Anfang der Heilsgeschichte, die in Christus gipfelt. Umgekehrt ist das Christusmysterium die entscheidende Erhellung des Schöpfungsmysteriums; es enthüllt das

⁷ Vgl. DENZINGER-SCHÖNMETZER, Enchiridion Symbolorum, Definitionum et Declarationum de rebus fidei et morum. Herder 1965. Vaticanum I, 3001.

Ziel, auf das hin Gott „im Anfang... Himmel und Erde“, d. h. die sichtbare und unsichtbare Welt, schuf. Schon von Anfang an hatte Gott die Herrlichkeit der Neuschöpfung in Christus vor Augen.⁸

1. Die sichtbare Welt mit all ihrem Reichtum, ihrer Vielfalt, ihrer Ordnung lassen uns den Schöpfer erkennen.

Das Licht – wie wunderbar ist das Licht – es zeigt auf Gott hin, der das Licht selbst ist. Die Größe des Universums, die Milliarden und Milliarden von Sternen und Galaxien, die Ordnung und Harmonie, die gegenseitige Abhängigkeit der Geschöpfe ist gottgewollt. Der Mensch entdeckt sie nach und nach als Naturgesetze. Sie rufen die Bewunderung der Wissenschaftler hervor. Die Schönheit der Schöpfung widerspiegelt die unendliche Schönheit des Schöpfers.

Sie soll Ehrfurcht wecken und den Menschen dazu anregen, seinen Verstand und seinen Willen dem Schöpfer unterzuordnen.

Wir können sagen, die sichtbare Welt ist *ein Bild Gottes*, ein Kunstwerk des Schöpfers. Welch' ein herrliches Bild hat Michelangelo (1475–1564) von der Schöpfung gemalt, als er an der Ausmalung der Decke der Sixtinischen Kapelle in den Jahren 1508–1512 arbeitete.⁹

2. Der Gipfel des Schöpfungswerkes Gottes ist der Mensch.

„Dann sprach Gott: *Faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram*“.

„Laßt uns Menschen machen nach unserem Abbild, *uns ähnlich*“ (Gn 1,26).

„So schuf Gott den Menschen nach seinem Abbild, nach Gottes Bild schuf er ihn“ (Gn 1,28).

Der Mensch ist also Ebenbild Gottes.

Als Bild Gottes ist der Mensch Gott ähnlich und unähnlich.

Ähnlich ist er Gott durch den ihm in der Schöpfung mitgeteilten *Geist*. Durch diesen Geist ist der Mensch fähig zu denken, zu *erkennen* und zu *lieben*. Durch diesen Geist besitzt der Mensch die große Gabe der *Freiheit* und er steht zugleich in der *Verantwortlichkeit vor Gott*.

Gott *unähnlich* ist der Mensch durch seine *zeitlich-geschichtliche Existenzweise*, die in der Heilsordnung durch die *Unausweislichkeit des Todes* charakterisiert ist.

Indem sich das menschliche Leben von einem Anfang zu einem Ende erstreckt, ist es *zeitlich* und eben somit vom göttlichen Leben *verschieden*.

⁸ Vgl. Röm 8,18–23

⁹ Diese herrlichen Fresken wurden jüngstens restauriert und stehen in ihrem ursprünglichen Glanze wieder da.

Die Aussage solcher Verschiedenheit wird nun aber eingeschränkt durch den Glaubenssatz von der Menschwerdung des Gottessohnes. Zwar wird durch die Inkarnation die Unausweichlichkeit des Todes nicht aufgehoben. Aber dadurch, daß Christus als das sichtbare Abbild (Ikone) des unsichtbaren Vaters sich der zeitlich-geschichtlichen Existenzweise des Menschen annahm, hat er auch der Todverfallenheit des Menschen einen neuen Lebenssinn gegeben, der im Glauben realisiert wird. „Wer glaubt, hat ewiges Leben“ (Joh 6, 47).

Im Glauben überschreitet der Mensch die Grenzen seiner Zeitlichkeit, indem er dem Sohn als dem Bild des Vaters angeglichen wird. Der Gläubige wird dem Urbild Christus nachgeformt, auf den hin er erschaffen wurde.

Der Menschgewordene bringt das Ende der unter dem Vorzeichen der Erbschuld stehenden Geschichtsperiode, und leitet so einen neuen Abschnitt der Geschichte ein, der im eigentlichen Sinne *Heilsgeschichte* ist.

Der Lauf der Heilsgeschichte wird bestimmt durch die Abbildhaftigkeit Christi zum Vater, an welcher der Gläubige durch die übernatürliche Ebenbildlichkeit Anteil gewinnt.

Endgültige Gestalt wird die gnadenhafte Gottebenbildlichkeit in der *Auferstehung* bekommen, die den Bann des Todes brechen wird. Ich glaube, deshalb gibt es so viele Bilder mit dem Auferstandenen.

So ist also der Mensch dazu bestimmt, die Gottebenbildlichkeit als Christusebenbildlichkeit in der Zukunft (der Auferstehung) als unverlierbares und endgültiges Geschenk zu besitzen.¹⁰

3. Ist es also nicht herrlich, Mensch zu sein, und ist es nicht noch viel herrlicher, gläubiger Mensch zu sein, sich in Glaube und Hoffnung Gott entgegenzustrecken, sich in Liebe Gott hinzuwenden!

Gott liebt alle seine Geschöpfe, er nimmt sich eines jeden an, selbst der Sperlinge. Und doch sagt Jesus: „Ihr seid viel mehr wert als sie“ (Mt 6,26).

Der Mensch ist „auf Erden das einzige Geschöpf, das Gott um seiner selbst willen gewollt hat“, sagt das II. Vatikanische Konzil (GS 24,3); er allein ist berufen, in Erkenntnis und Liebe am Leben Gottes teilzunehmen. Auf dieses Ziel hin ist er geschaffen worden, und das ist der Hauptgrund für seine Würde

¹⁰ I Joh 3,2 spricht von der Vollendung der Gottebenbildlichkeit durch die Gottesschau. Wir werden ihn sehen, wie er ist.

Weil er nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, hat der Mensch die Würde, *Person zu sein*. Er ist nicht bloß etwas, sondern jemand. Er ist imstande, sich zu erkennen, über sich Herr zu sein, sich in Freiheit hinzugeben und in Gemeinschaft mit anderen Personen zu treten, und er ist aus Gnade zu einem Bund mit seinem Schöpfer berufen, um diesem eine Antwort des Glaubens und der Liebe zu geben, die niemand anderer an seiner Stelle geben kann.

II. Die Hinwendung des Menschen zu Gott findet Ausdruck auch in Bild und Wort.

Gott ist unendlich, deshalb kann er durch kein Bild und durch kein Wort so ausgedrückt werden, wie er ist.

Der große deutsche Philosoph Schelling (1775–1854) sieht in der Kunst die letzte Krönung des gesamten Geisteslebens. Der Künstler ist imstande, im Einzelding jene ewige Idee zu schauen, durch die das Ding verwirklicht wurde. So wird das Unendliche im Endlichen faßbar, und das Endliche wird ein Symbol des Unendlichen. Darum *grüßen sich im Kunstwerk Zeit und Ewigkeit*.

Friedrich Hegel (1770–1831) lehrt, daß man in einem Kunstwerk die innere Idee und den äußeren Ausdruck (die Form) unterscheiden muß. – Je nachdem die innere Idee oder der äußere Ausdruck überwiegt, unterscheidet er eine *symbolische* Kunst (Architektur), in der noch der schwere Stoff überwiegt, eine *klassische*, in der Idee und Ausdruck ausgeglichen sind, wie in der griechischen Skulptur, und eine *romantische* Kunst, in der die Idee überwiegt. Diese letztere stellt in der *Malerei*, in der vom Materiellen nur der „Farbensein“ übrigbleibt, die Innerlichkeit des Menschen dar, sie verläßt die ganze räumliche Welt in der *Musik* und erreicht ihren Gipfel in der *Dichtkunst*.

Der *absolut transzendente Gott* hat sich Israel offenbart. „Er ist alles“, aber gleichzeitig „ist er doch größer als alle seine Werke“, lesen wir im 43. Kapitel des Ecclesiasticus (Jesus Sirach 43,27–28).

„Du sollst dir kein Gottesbildnis machen“ – heißt es im Dekalog (Ex 20,4). Und doch hat Gott schon im AT die Anfertigung von Bildern angeordnet oder erlaubt, die sinnbildlich auf das Heil durch das fleischgewordene Wort hinweisen sollten: beispielsweise die eherne Schlange, die Bundeslade und die Kerubim.¹¹

¹¹ Vgl. Ex 25,10–22; 1 Kön 6,23–28; 7,23–26

Im Buch der Weisheit heißt es: „Wer sich zum Bild der ehernen Schlange hinwendete, der wurde gesund. Nicht durch das, was er sah, sondern durch Dich, den Retter aller“ (Weish 16,7).

III. In der katholischen Kirche gibt es die Bilderverehrung – d. h. eine religiöse Verehrung, die bildlichen (gemalten wie plastischen) Darstellungen heiliger Personen und Gegenstände erwiesen wird. – Personen: Gott selbst, Trinität sowohl wie einzelne göttliche Personen, besonders Christus; dann die Heiligen, besonders Maria, die Mutter Christi; – biblische Erzählungen, fromme Geschichten, Glaubens-wahrheiten, hl. Sachen.

Der Kult ist stets ein *relativer*, d. h. alle Bilder werden verehrt nur wegen ihrer idealen Beziehung zum dargestellten hl. Objekt, so daß dadurch dem *Urbild* selbst eine religiöse Huldigung gezollt wird.

1. Die Ehre, die wir den heiligen Bildern erweisen, ist eine „ehrfürchtige Verehrung“, keine Anbetung: diese steht allein Gott zu.

Der hl. Thomas von Aquin (†1274), der große Philosoph und Theologe des Mittelalters, schreibt so schön in der *Summa Theologiae*: „Die Gottesverehrung wird nicht den Bildern als Ding zuteil, sondern nur insofern sie Bilder sind, die zum menschengewordenen Gott führen. Die Bewegung, die sich auf das Bild als Bild richtet, bleibt nicht in diesem stehen, sondern strebt zu dem, dessen Bild es ist“.¹²

Unter Berufung auf das Mysterium des fleischgewordenen Wortes hat das 7. *Ökumenische Konzil in Nizäa im Jahr 787* die Verehrung der Ikonen, die Christus oder auch die Gottesmutter, Engel und Heilige darstellen, gegen die Ikonoklasten (Bilderstürmer) verteidigt.

Diese Lehre des 7. allg. Konzils zu Nizäa von 787 bestätigten das 8. zu Konstantinopel 869/870 und das 19. Konzil zu Trient 1563.

Der Beweis für die Berechtigung der Bilderverehrung fußt auf der Tradition, auf die sich das 7. allgemeine Konzil beruft.

Trat auch in den ersten drei christlichen Jahrhunderten die Bilderverehrung nicht besonders hervor, so bezeugen sie doch auch für diese Zeit Klemens von Alexandrien, Tertullian, Minucius Felix u. a., insbesondere aber die zahllosen Gemälde und Abbildungen in den **Katakomben**.

Nach Beendigung der Christenverfolgungen wurde die Bilderverehrung immer mehr verbreitet und öffentlich.

¹² S. th. II, 2,81, 3 ad 3

Vereinzelter Widerstand gegen die Bilderverehrung in der ältesten Kirche (Konzil von Elvira, can. 36, Eusebius, Epiphanius) betraf entweder Ungehörigkeiten oder war durch persönlichen Übereifer und einseitige Auffassung kirchlicher Vorschriften veranlaßt. – Autoritative Lehr-entscheidungen der Kirche aber brachte erst der eigentliche **Bilderstreit**.

Bilder in den christlichen Kirchen waren schon dadurch geboten, daß die altchristliche Baukunst alle Wand – und Wölbungsflächen der Malerei freigab. Von den Wänden kam man nach Erfindung der Glasmalerei an die Fenster der Kirchen und Kreuzgänge, so daß jeder Blick einem in seiner Art belehrenden Bilde begegnete.

Und endlich schmückten im 14. Jh. Tafelbild und Schnitzwerk die immer reicher gestalteten Altaraufsätze der Kirchen und Kapellen.

2. Etwas über den Bilderstreit

Im Orient war es Kaiser Leo III., der 726 die Entfernung aller Bilder der Heiligen, Märtyrer und Engel befahl, 730 die Vernichtung aller Bilder Christi, Mariens und der Heiligen.

Patriarch Germanus v. Konstantinopel widersetzte sich sofort, die Päpste Gregor II. und III. sprachen auf röm. Synoden (727 u. 731) das Anathem über die Bilderstürmer aus. 787 fand das 7. allg. Konzil in Nizäa statt, das die *Erlaubtheit* und *Nützlichkeit* der Bilderverehrung aussprach. Der hl. Johannes von Damaskus trat mutig für die Bilderverehrung ein. Das 8. allgemeine Konzil zu Konstantinopel wiederholte 869/870 die kirchlichen Bestimmungen und beendigte endgültig den Streit.

Das Abendland war vom griechischen Bilderstreit nicht berührt worden. Erst die Zusendung einer sehr ungenauen und mehrfach unrichtigen lateinischer Übersetzung der Akten des Konzils von Nizäa veranlaßte heftigen Widerspruch gegen diese Synode. Karl der Große ließ ihm durch seine Theologen in den *Libri Carolini* und durch die Synode von Frankfurt am Main von 794 (can.2) Ausdruck geben. Einziger Zweck der Bilder sei die Volksbelehrung und die Ausschmückung der kirchlichen Räume.

Zu einem eigentlichen Bilderverbot kam es im Abendland im 16. Jahrhundert.

Die katholische Kirche definierte ihren Standpunkt in einem Dekret vom 3. Dezember 1563 beim Konzil von Trient. Die Bilderverehrung ist *erlaubt und nützlich* „denn die Ehre des Bildes geht über auf das Urbild“.¹³

¹³ „quoniam honos, qui eis exhibetur, refertur ad prototypa, quae illae repraesentant“
DENZINGER-SCHÖNMETZER, 1823.

Genau so wie uns Worte etwas zu sagen haben, so haben auch Bilder uns etwas zu sagen.

So wenig wir die Sprache, das gesprochene und geschriebene Wort, verschmähen dürfen und missen können, um „das zu suchen, was droben ist“, ebensowenig dürfen wir das religiöse Bild zu unserer Belehrung und zu unserer Erbauung verschmähen.

Für mich sind Bilder Fenster, durch die ich zu Gott schaue, sie sind imstande, meinen Geist zu Gott zu erheben.

Cyrrill, Patriarch von Alexandrien (†444), hat so klar und schön gesagt: Von Christus machen wir uns deswegen Bilder, daß unser Herz in Liebe zu ihm entflammt werde.¹⁴

3. *Wort und Bild* stehen nicht gegeneinander und sie schließen einander nicht aus, sie *ergänzen sich*.

Hat doch selbst Jesus Wort und Bild zugleich in der Verkündigung und Belehrung gebraucht. Er hat oft *bildhaft gesprochen*, in Gleichnissen vom Samen, vom Unkraut, vom Senfkorn, das alles sind *sichtbare* Dinge. Zu welchem Zweck werden sie von Christus angeführt, wenn nicht um uns durch diese sichtbaren Dinge gleichsam wie durch ein *sichtbares Wort* auch durch das Sehen und nicht nur durch das Hören zu unterrichten.

Jesus sagt im Johannes-Evangelium (4,23): „Die Stunde kommt, und sie ist schon da, zu der die wahren Beter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit“, also *bildlose* Anbetung? Nein, denn durch die Malerei entsteht kein Hinderungsgrund, daß wir im Geiste anbeten, vielmehr hilft sie, den Geist zu erwecken, der nicht ununterbrochen wacht. Durch die Darstellungen und Bilder werden die Sinne und die Einbildungskraft bewegt, und es wird das Nachdenken, die Betrachtung, schließlich auch die geistige Schau angeregt.

Für die Bildertheologen ist nicht nur das Hören, sondern wesentlich auch das Schauen eine adäquate Rezeptionsform des Wortes Gottes.

Bilder der Kunst kann man nicht als klassisches Dokument theologischer Lehre betrachten. Man muß sie aber ergänzend zu den klassischen Topoi (Fundorten) theologischer Erkenntnis heranziehen. Sie für die Theologie nicht fruchtbar zu machen, entspricht einem großen Defizit, da sie durchaus *ein nicht zu ersetzendes* Dokument auch für theologische Erkenntnis zu werden vermögen.

Bilder gehören zur „*traditio non scripta*“.

Thomas von Aquin schreibt in den Kommentaren zu den Sentenzen des Petrus Lombardus von einem dreifachen Zweck der Bilder.

¹⁴ In Ps 113, 16

„Es gab eine dreifache Begründung für die Einführung der Bilder in der Kirche. Zuerst wegen der Unterweisung der Ungebildeten, die durch die Bilder gleichsam wie durch besondere Bücher unterrichtet werden. Zweitens, damit das Geheimnis der Menschwerdung und die Beispiele der Heiligen stärker im Gedächtnis wären, wenn sie täglich vor Augen wären. Drittens, um die Neigung zur Andacht anzuregen, die durch das Gesehene wirksamer in uns erregt wird, als das Gehörte“.¹⁵

Beachten wir da, was Thomas von der Bildrhetorik sagt, die gesteigerte Präsenz und Wirkweise von Bildern. Wie das Sprichwort sagt, geht das gehörte Wort zu dem einen Ohr herein und zu dem anderen wieder hinaus. Das Gesehene dagegen prägt sich besser dem Gedächtnis ein.

Man müßte also so sprechen, daß man meint, den Gegenstand wie auf einem Bild vor Augen zu haben. Das ist *visuelle Rhetorik*. Dahinter steht ein kunsthistorisches Axiom der Antike: *ut pictura poesis* (Horaz, *Ars Poetica*): Dichtung ist redende Malerei, so wie die Malerei schweigende Dichtkunst ist.

Zur *Wort-Bild-Beziehung* sagt schon Johannes von Damaskus: „Bilder sind nie verstummende Künder“.¹⁶

Eine weitere zentrale theologische Bildkategorie ist die Kategorie der *Erinnerung* (anamnesis/memoria). Das Bild holt das zu Erinnernde in die Gegenwart und stellt es vor Augen. Auch **Luther** hielt Bildwerke, die zum Zeugnis oder Gedächtnis errichtet wurden, nicht nur nicht verboten, sondern sogar sinnvoll. „Denn die Gedenkbilder oder Zeugenbilder, wie die Crucifix- und Heiligenbilder sind, sind wohl zu dulden... und nicht alleine zu dulden, sondern weil das Gedächtnis und Zeuge dran weret, auch *löblich und erlich*“.¹⁷

Luther nimmt hier die bildtheologische Kategorie der memoria auf, hält aber Verehren und Gedenken auseinander.

IV. In der Beziehung Wort-Bild erwähne ich noch einige Bildkonzepte *aus der Perspektive Biblischer Bildlichkeit*.

1) Da ist z. B. das *Verkündigungsbild* – Die *bildliche Transponierung des Wortes* von der Verkündigung – der Erzengel bei Maria, Menschwerdung des Logos – *in das Medium des Bildes*. Der Künstler Tizian stand da vor der größten Herausforderung, wo es mit den Möglichkeiten

¹⁵ Lib. 3, dist. 9, q.2, art.1.

¹⁶ JOHANNES VON DAMASKUS, *Imag. or.* I – III.

¹⁷ M. LUTHER, *Wider die himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakrament*, 1525, 74. in JOHANNES RAUCHENBERGER, *Biblische Bildlichkeit, Kunst – Raum theologischer Erkenntnis*. Paderborn 1999, 128.

der Kunst galt, dem Wort Gottes nicht nur sinnliche Gestalt zu geben, sondern das Wort selbst Fleisch werden zu lassen.¹⁸

Und er tat es im Verkündigungsbild (um 1560), eines der größten Werke der Malerei, es ist das Altarbild der Kirche San Salvatore, in Venedig.

Der Maler konnte bildlich ausdrücken, was der Evangelist Lukas in Worten ausgedrückt hat.

2) Eine Theophanie, eine Vision, in der die Herrlichkeit Gottes in Erscheinung tritt, ist die *Verklärungserzählung* (Mk 9,2–8; Mt 17,1–8; Lk 9,28–36).

Ist diese Herrlichkeit darstellbar? – Raffael¹⁹ ist es gelungen – La transfigurazione, 1520, Vatikanische Pinakothek.

„Wer sehen will, wie die Göttlichkeit Christi darzustellen ist, betrachte dieses Bild“, lautet das Urteil Vasaris.²⁰

Die eigentliche Herrlichkeit Gottes aber können wir im Pilgerstand nicht schauen. Erst *im Endstand* gibt sich Gott unmittelbar zu erfahren, in der *visio beatifica*, wenn wir Gott unmittelbar schauen werden.

Der Mensch tendiert zum Schauen, erst das Schauen ist die volle Begegnung.

Wir Menschen sind in der Gnade dazu bestimmt, die Herrlichkeit Christi als die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater zu schauen. *Jetzt aber ist die Herrlichkeit Christi verborgen.*

Obwohl Christus selbst in gewissem Sinne eine Erscheinung Gottes ist (Tit 3,4 „erschieden ist die Güte und Menschenliebe Gottes, unseres Retters“), bleibt in der Knechtsgestalt Seine Herrlichkeit weitgehend verborgen; *sie drängt aber auf ihr Erscheinen.*

Zum Zeichen der unaufhaltsamen Tendenz der Göttlichkeit in Christus offenbar zu werden, wird die Knechtsgestalt in der Verklärung (Mt 9,2–13; Mt 17,1–13) durchbrochen, um dann in der Auferstehung, Himmelfahrt und Erhöhung endgültig überwunden zu werden.

Gott wird von keiner Kreatur geschaut, wenn Gott sich nicht der Kreatur zu sehen gibt als höchste Form seiner gnadenhaften Zuwendung Gottes zur Kreatur. – Das *lumen gloriae* der Gottesschau ist die höchste Form aller Gnade, der gnadenhaften Zuwendung Gottes zur Kreatur, wodurch Kreatur qualifiziert und instand gesetzt wird zur Begegnung mit Gott in der Unmittelbarkeit des Schauens. So ist denn auch die Erscheinung Gottes unter den Menschen in Christus das Zeichen der gnadenhaften Zuwendung Gottes zu den Menschen, welche im Wort verdeutlicht wird.

¹⁸ Tiziano Vecelli, 1476–1576.

¹⁹ Raffaello Santi, 1483–1520.

²⁰ Giorgio Vasari, 1511–1574. Lebensbeschreibungen italienischer Künstler.

Im Wort uns ansprechen und sich sichtbar machen sind zwei komplementäre, einander bedingende Weisen des gnadenhaften Handelns Gottes an uns, wobei der Pilgerstand vornehmlich gekennzeichnet ist durch das uns ansprechende Wort Gottes, das wir im Glauben hören, verbunden mit Elementen der Sichtbarkeit in Christus, während andererseits der Endstand gekennzeichnet ist durch die Unmittelbarkeit des Schauens Gottes von Angesicht zu Angesicht (1Kor 13,12), worin die gnadenhafte Zugewandtheit Gottes zur Kreatur endständig kulminiert.

„Jetzt schauen wir in einen Spiegel
und sehen nur rätselhafte Umrisse,
dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht.
Jetzt erkenne ich unvollkommen,
dann aber werde ich durch und durch erkennen
so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.“ (1Kor 13,12)

Liebe Leserinnen und Leser dieser Studie,
Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie alle zu dieser Anschauung Gottes gelangen und so in alle Ewigkeit glücklich seien.

Ich schließe mit einem Abendgebet:

„Allmächt'ger Schöpfer, Herr und Gott,
der aller Dinge Ursprung ist,
du hast die weite Welt erfüllt
mit deiner Gaben Überfluß.
Und da das große Werk vollbracht,
hast du geruht am siebten Tag,
und hast geboten, daß auch wir
ausruhn von unsrer Arbeit Last.
Herr, mach uns offen für dein Wort
und wende unsern Geist zu dir;
hol uns in deinen Frieden heim;
gib uns die Freude deines Heils.
Dies schenk uns, Vater voller Macht,
und du, sein Sohn und Ebenbild,
die ihr in Einheit mit dem Geist
die Schöpfung zur Vollendung führt.

Amen“.²¹

²¹ Brevier des Priesters, STUNDENBUCH, Dritter Band, Freiburg 1978, 165.